

Das Dreigestirn.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Kurt und sein Vater hatten den Erstarrten völlig entkleidet und rieben die steifen Glieder unermüdlich mit Schnee. In abgebrochenen Worten berichtete zwischendurch Kurt dem Vater über seine Erlebnisse in den letzten zwei Wochen, über die Reise nach Porto Ferrajo, über seine Gefangenschaft, seine Flucht, die Ereignisse auf Elba, und wie er, in rasender Eile zur Donau zurückgekehrt, dort wirklich die erste Nachricht von Napoleon's Entweichen verkündet habe. Nur wenige Stunden sei er in Wien gewesen, um dann sofort nach Berlin abzugehen und hier den Befehl zur Mobilmachung der bereits abgerüsteten Theile der Armee zu überbringen. Nur mit Mühe habe er einen Urlaub von wenigen Tagen erhalten; nach dessen Ablauf müsse er nach dem Rhein, wo sich voraussichtlich ein stärkeres preußisches Heer unter dem Marschall Blücher konzentriren würde.

Allmälig kehrte das Leben in den Körper des Verunglückten zurück. Auf den blassen Wangen erschien ein leises Roth, das Herz, dessen Schlag fast ganz verstummt gewesen war, begann lebhafter zu arbeiten. Dann öffnete er auf einen kurzen Moment die Augen, aber nur, um sie sogleich wieder zu schließen.

„Es scheint, wir sind über den Berg," meinte der alte Herr. „Zieht ihm das Hemd über und packt ihn in das Bett. Und nun komm', Kurt, unsere Damen werden schon ungeduldig geworden sein."

Er faßte den Sohn unter den Arm und zog ihn mit sich hinüber in das Wohnzimmer.

Jakobäa hatte inzwischen ihre Fassung vollkommen wiedergewonnen, und diese versagte auch nicht, als Louison und Kurt sich mit der Herzlichkeit alter Freundschaft begrüßten. Nur schweigsam blieb sie, und mit niedergeschlagenen Augen hörte sie zu, wie der Vetter jetzt auch Louison über seine Erlebnisse in den vergangenen Wochen berichtete, und wie die Französin, lebhafter denn je, seit sie in Kremmrode weilte, ihn immer auf's Neue unterbrach und über jede Einzelheit Auskunft begehrte.

Ehe Kurt sein Zimmer aufsuchte, ging er noch einmal hinüber zu dem Kranken. Er fand ihn bereits im Bett. Die Wirthschafterin Marianne saß neben ihm. Dann und wann bewegte er sich ein wenig. „Er hat vorhin auch was im Schlaf gesprochen, aber ich verstand's nicht, gnädiger Herr Junker, es klang wie polnisch," erzählte die Dienerin.

Kurt beugte sich über den jungen Mann, auf dessen Gesicht sich jetzt eine dunkle Röthe gebreitet hatte, und legte ihm die Hand auf die heiße Stirn. Der Mann zuckte zusammen, und ächzend kam es über seine Lippen: „Verloren — die Rijsen verloren — verloren!" Dann verstummte er wieder.

Die Rijsen!

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckten die Worte Stetten. Seit Monaten hatte er kaum an die verborgenen Millionen im Parke von Gortschin gedacht, und nun klang hier, im Elternhause, das merkwürdige Wort, das ihn an die Kriegsbeute Napoleon's mit unwiderstehlicher Macht erinnerte, wieder an sein Ohr.

Was konnte der Mann, den er am märkischen Wege, dem Tode verfallen, gefunden, von jenen goldenen, juwelengeschmückten Tafeln aus den Kirchen von Moskau wissen? Er schaute dem Verunglückten noch einmal in's Gesicht. Vielleicht war der Arme ein Russe, hatte einer der Abtheilungen der russischen Armee angehört, die jetzt wohl noch vereinzelt auf dem langwierigen Rückmarsch aus Frankreich nach der Heimath begriffen sein mochten. Ja, so mußte es sein. Ein russischer Soldat, ein Offizier, der irgendwo im Lazareth gelegen hatte und nun in bürgerlicher Kleidung heimkehren wollte, der jetzt von irgend einem wohlthätigen Heiligenbild träumte. Es gab ja gewiß viele Tausende von Rijsen im weiten Zarenreiche.

Stetten gab der Wirthschafterin noch einige Verhaltungsmaßregeln und suchte dann sein eigenes Lager auf. Er war erschöpft und fand bald einen sanften Schlummer.

In einem anderen Zimmer des Herrenhauses aber weinte ein unglückliches Mädchen zur selben Stunde heiße, bittere Thränen. Jakobäa hatte wohl bemerkt, wie des geliebten Mannes Augen aufleuchteten, als sie Louison's Namen nannte. Sie hatte auch nur zu gut bemerkt, wie freudig erregt er gewesen, als er endlich vor der schönen Französin stand, wie er ihre Hand länger, weit länger als Sitte und Gebrauch, in der seinen behalten. Es gab keinen Zweifel: er liebte Louison, er war verloren für das treue deutsche Mädchenherz — verloren für immer! — —

Als sich die Familie am anderen Morgen um den Frühstückstisch versammelte, fehlte Jakobäa. Die Suppe war schon verzehrt, als sie eintrat, den Hut auf dem blonden Scheitel, die Wangen geröthet von dem raschen Gang durch die frische Morgenluft.

„Ich komme von unserem alten Rademacher," sagte sie mit bebender Stimme, indem sie ein seltsames kleines Schiffchen vor Kurt auf den Tisch stellte. „In aller Frühe wurde ich zu ihm gerufen und kam gerade noch zurecht, ihm die Augen zuzudrücken. Hier sein Vermächtniß für Dich, Kurt! Möge sein letzter Wunsch, der Dir galt, zur Wahrheit werden!" fügte sie leiser und sichtbar ergriffen hinzu.

Kurt nahm das bunt bemalte, sorgsam aufgetakelte Schiffchen und trat an das Fenster, um die zierlich geschnörkelte Inschrift besser lesen zu können:

„Gut Fahrt' hab' ich dies Schiff genannt
Und schenk's dem Herrn Lieutenant,
Und gute Fahrt durch's ganze Leben
Mag ihm der liebe Herrgott geben."

Geh. Regierungsrath Dr. Richter,
deutscher Reichskommissar für die Pariser Weltausstellung. (S. 251)

Als er geendet, trat er zurück und reichte Jakobäa die Hand: „Dank auch Dir für Deine Worte, Jakobäa! Ich weiß, wie treu und gut Du es meinst!“

Ihre Rechte zitterte in der seinen, aber sie erwiederte doch herzlich deren festen Druck.

Von draußen her klangen die wehmüthigen Töne des Kirchglöckleins. Der Küster läutete nach märkischem Brauch den verstorbenen Rademacher ein. Kurt ging hinaus, um das Schiff, das der Verstorbene für ihn geschnitzt hatte, auf sein Zimmer zu tragen. Als er zurückkam, begegnete ihm die alte Marianne, die ihn bei Seite zog.

„Er ist wieder zu sich gekommen; ich glaube, junger gnädiger Herr, 's ist ein Franzose!“ flüsterte sie ihm zu, indem sie an den Bändern ihres großen schwarzen Kopftuches zupfte. „Noch ein Franzose, wir werden hier in Kremmrode noch ganz französisch! Und Augen hat er, so groß —“ sie beschrieb einen Kreis in der Luft, der etwa einem kleinen Wagenrad entsprach. „Zum Fürchten! Er ist aber noch sehr schwach, und ich will ihm schnell 'ne Brühe aus der Küche holen, wenn er auch blos 'n Franzose ist!“

Stetten trat in das Krankenzimmer, in dem der Franzose ruhte, ein. Der Verunglückte blickte ihm erwartungsvoll entgegen, der Anblick eines preußischen Offiziers in voller Uniform schien sein Erstaunen zu erregen. Marianne hatte Recht: der Mann hatte auffallend große schöne dunkle Augen, die jetzt fast unheimlich aus dem weißen hageren Gesicht herausleuchteten.

„Wo bin ich, mein Herr?“ rief er hastig.

„Ich habe Sie gestern halb erfroren neben meinem Wege im Walde gefunden. Sie befinden sich auf dem Gute meines Vaters, des Herrn v. Stetten auf Kremmrode!“

„Stetten — Kremmrode!“ Der Franzose richtete sich mit sichtlicher Anstrengung auf. „Ist das möglich — träume ich nicht? Mein Gott, Sie — Sie sind der Hauptmann v. Stetten?“

Kurt trat dicht an das Lager heran und stützte den Fremden, der im Begriff war, erschöpft zurückzusinken. „Sie nannten meinen Namen!“ erwiederte er erstaunt. „Und mit wem habe ich die Ehre? Aber lassen Sie lieber — Sie sind leidend — später!“

Der Franzose schüttelte den Kopf. Eine unbezähmbare Energie leuchtete aus seinen großen Augen: „Ich wollte nach Kremmrode — mein Name ist Dulot! Kapitän Dulot! Ich war ein Freund des Vicomte —“ er vermochte nicht zu vollenden. Das Haupt sank ihm in die Kissen zurück, und die großen Augen fielen wieder zu.

Das also war der Mann, dem sich Louison's Herz erschlossen! Das war der Mann, den sie liebte, der Mann, den der Kaiser ausgesandt hatte, sich mit seinen Anhängern in Polen in Verbindung zu setzen! Gewiß, es war ja nicht weit von Kremmrode bis zur polnischen Grenze, er mochte auf der Flucht vor den russischen Grenzwächtern sich verirrt haben. Aber, sagte er nicht, daß Kremmrode sein Ziel gewesen sei? Was wollte, was suchte er hier? Etwa Louison?

Nein, das konnte nicht sein. Woher sollte Dulot wissen, daß Louison de Vernier, daß die Tochter Talleyrand's in Kremmrode weilte? Und was hatte er doch soeben wie erklärend hinzugefügt: ich war ein Freund des Vicomte! Welches Vicomte, wenn es nicht der Vicomte Labourd-Macard sein sollte?

Ha! Trug nicht einer der Mitunterzeichner des Protokolls über die Bergung der napoleonischen Kriegsbeute den Namen Dulot? Hatte nicht der Vicomte in jener Februarnacht im Thal der Yonne von einem Lieutenant Dulot gesprochen? Und endlich, hatte dieser Mann hier nicht gestern Nacht in irren Träumen das bedeutungsvolle Wort „Rissen“ gebraucht?

Die Gedanken jagten durch Stetten's Geist, während er still neben dem Lager des Verunglückten saß. Aus der wilden Flucht gestalteten sich aber allmälig doch festere Anhaltspunkte und richtige Kombinationen: Dulot mußte im Auftrag des Kaisers nach den Rissen gesucht haben. Die Vermuthung Talleyrand's und der Gräfin Potocka, daß er zu politischen Zwecken nach Polen entsendet worden sei, war somit hinfällig. Aber was in aller Welt führte den französischen Offizier nach Kremmrode, und welchen Ausgang hatte seine Expedition genommen?

„Verloren — die Rissen — verloren!“ hatte er gestern geflüstert. War das Wahrheit? Hatte er die Bergungsstätte nicht gefunden? Hatte die russische Polizei ihm den gehobenen Schatz bereits abgejagt?

Waren sie wirklich verloren, die Millionen, die funkelnden Edelsteine, die gleißenden Rubinen und Smaragden, die wunderthätigen Rissen von Moskau?

Aber was bedeuteten diese Schätze, die vor Stetten's geistigem Auge ja doch stets nur wie phantastische Traumbilder geschwebt hatten, was bedeuteten sie gegenüber dem Anderen, daß Dulot hier in Kremmrode unter demselben Dache mit Louison weilte? War's nicht wie eine Fügung, daß das Schicksal diese beiden Menschen hier zusammengeführt hatte, zusammengeführt zu einer Stunde, in der er selbst nach langem Fernsein wieder im Elternhause weilte? War es denn nicht eine Fügung, daß er, gerade er, den flüchtigen Mann, den halb schon dem Tode Verfallenen am Wege gefunden und dem Verderben entrissen hatte, wie um ihn dem Mädchen zuzuführen, das er selbst liebte?

Stetten's Herz krampfte sich zusammen. Einen Augenblick rang er mit dem Gedanken, den wahren Namen des Unglücklichen, den er errettet, vor Louison zu verbergen. Es ließ sich wohl durchführen. Man konnte ihn, unter dem Vorwand, daß er der steten ärztlichen Pflege bedürfe, nach der Kreisstadt überführen. Vielleicht fragte Louison nicht einmal nach ihm, und wenn sie fragte, ließen sich viele Ausreden ersinnen. Vielleicht erlag er gar der Krankheit, deren Schwere sich nur allzu deutlich auf seinen blassen eingefallenen Wangen aussprach.

War dann im Herzen des theuren Mädchens der Platz, den jener Fremde eingenommen, frei geworden, warum sollte Kurt, der so viel für sie gethan, nicht hoffen dürfen, dies Herz doch noch für sich zu gewinnen?

Aber nein! Kurt's Stolz empörte sich gegen eine solche Hinterlist. Noch einen Blick warf er auf das Leidensantlitz in den weißen Kissen, dann erhob er sich geräuschlos und suchte Louison auf. Ihr gebührte der Platz an diesem Krankenlager — ihr und sonst Niemandem!

Mit einem lauten Aufschrei des Glückes und des Schmerzes zugleich nahm die Französin die überraschende Kunde auf. „Dulot! Er? O, lassen Sie mich zu ihm — zu ihm!“

Und dann saß sie an seinem Lager, die zarten Hände ineinander verschränkt, einen Zug durchgeistigten Glücks im Antlitz, Thränen in den schönen Augen, und harrte des Momentes, wo er aus dem tiefen ohnmachtähnlichen Schlummer, in den er von Neuem versunken war, erwachen würde. Nichts Anderes existirte für sie auf der Welt, als er — er, den sie, sich selbst kaum bewußt, schon geliebt seit jenem Tage, da er in Elba das Haus der Pflegemutter betreten hatte.

Es vergingen Stunden, lange, bange Stunden, ehe der ersehnte Augenblick eintrat. Als dann aber der Kranke zum ersten Male die Lider hob und mit staunendem, ungläubigem Blick das junge Mädchen neben seinem Lager sah, als er die Augen gleich wieder schloß, wie in Sorge, ein holdes Traumbild zu verscheuchen; als sie sich über ihn beugte und ihre Lippen auf seine blasse Stirn drückte und ihm zuflüsterte: „Ich bin es — ich, Louison!“ da lohte in Beider Seelen ein Glücksfeuer empor, das sie Alles um sich vergessen ließ.

Kurt Stetten stand im Zimmer, und seine Rechte stützte sich schwer auf die Eichenplatte des Tisches vor ihm. Er biß die Zähne fest aufeinander und zerdrückte die Thräne in seinem Auge. Es war doch gut für ihn, daß der Krieg in Sicht stand, der große Krieg, der Männerherzen vergessen lehren konnte. Bis zu dieser Stunde hatte er immer noch gehofft: jetzt wußte er, daß er Louison für immer verloren hatte.

Und noch eine Andere stand im Zimmer und schaute auf den Kranken und auf das schöne Mädchen an seinem Lager, und ihr war's, als habe sie der Französin dort ein bitteres Unrecht abzubitten. Wie wenig hatte sie doch in der Seele des armen Weibes zu lesen vermocht, wie falsch hatte sie dies Mädchen beurtheilt, das wie eine Blume, die in fremden Boden verpflanzt wird, dahinsiechte, weil ihr kein Herzensverständniß, kein menschliches Mitempfinden dargebracht wurde. Und sie nahm sich vor, jetzt wirklich um Louison's schwesterliche Liebe zu werben, wie es einst Kurt gewünscht hatte. Und dann richteten sich ihre Augen auf ihn, den Geliebten, und ihre Wangen färbten sich höher. Jetzt begann sie auf's Neue zu hoffen! — — —

Wie im Fluge eilten die wenigen Tage des knapp bemessenen Urlaubs für Kurt vorüber. Die Pflicht rief.

Die kräftige Natur Dulot's verhieß seine baldige völlige Wiederherstellung. Zwischen ihm und Kurt bahnte sich ein freundschaftliches Verhältniß an. Er sah in Stetten nicht nur seinen Lebensretter, er sah in ihm vor Allem auch den ritterlichen Mann, der Louison allezeit muthig und treu zur Seite gestanden hatte. Als er sich einigermaßen gekräftigt fühlte, sprach er sich auch über seine eigenen Erlebnisse vertrauensvoll aus.

Die Expedition Dulot's und seines Gefährten war eine kleine Irrfahrt gewesen. Sie hatten Rußland nicht von Westen her betreten, sondern ein dänisches Schiff benutzt, waren in Riga an Land gegangen und hatten sich dann unter der Maske von Kriegsgefangenen, die erst jetzt aus dem Innern des Zarenreiches kämen, durch die Ostseeprovinzen nach Wilna durchgeschlagen. Ohne Schwierigkeiten hatten sie Gortschin erreicht, und voll froher Erwartungen waren sie an ihre eigentliche Aufgabe herangetreten. Aber trotzdem Dulot die Erinnerung an jene Stunden, in denen er mit dem Vicomte die Rissen dem Schoß der Erde anvertraut hatte, noch frisch vor seiner Seele zu haben glaubte, trotzdem er den Theil des Protokolls, der sich in seinen Händen befand, durch jene persönlichen Erinnerungen zu ergänzen suchte, konnte er den Platz, an dem die Schätze vergraben waren, nicht wiederfinden.

„Ich stand dicht vor dem Ziele,“ berichtete er, „der Erfolg schien so sicher, so gewiß; ich erkannte das Schloß, den Weg, der vom Schloß westwärts führt, den Querweg, der jenen schneidet, aber weiter reichten meine doch so klaren Erinnerungen plötzlich nicht mehr. Vergebens suchte ich nach einer Brücke, von der meine ferneren Nachforschungen ausgehen mußten, vergebens nach einer alten Birke, die Labourd und ich als Augenpunkt gewählt hatten — die ganze Umgebung erschien mir völlig verändert. Jeder Anhaltspunkt versagte, und ich glaubte bisweilen, daß wir damals, in jener fürchterlichen Leidenszeit des Jahres 1812, unserer Sinne nicht mehr völlig mächtig gewesen sein möchten. Oder versagte wirklich nur mein sonst so gutes Gedächtniß? Ich wurde irre an mir selbst. Wenn man so viel gelitten hat, wie ich in den Tagen meiner Gefangenschaft in Rußland, dann mag wohl die Kraft der Erinnerung verblassen, mag aus dem Gedächtniß das eine oder andere verbindende Glied entschwinden, ohne daß man es selbst ahnt.

Sehen Sie, Herr v. Stetten, in jenen Stunden, in denen ich wie ein Verzweifelter zwischen den Riesenbäumen des Parkes von Gortschin umherirrte, kam mir plötzlich der Gedanke, mich nach Kremmrode zu begeben. Hier sollte, das wußte ich aus dem Munde Madame de Vernier's, mein unglücklicher Kamerad sein Exemplar des Protokolls verloren haben. Es war ja nur eine schwache Möglichkeit, aber vielleicht war dieses Protokoll vollständiger, vielleicht konnte es mir gelingen, es wiederzufinden." Dulot lächelte trübe. „Der Verzagende klammert sich an einen Strohhalm. Ich weiß es heute, wo ich ruhiger denke, es war ein Wahnsinn, dem Blatte Papier nachzujagen, das im Laufe der Jahre sicher in alle Winde verweht wurde. Aber eine innere Stimme sagte mir: Du mußt nach Kremmrode! Während mein Begleiter, der längst jede Hoffnung aufgegeben hatte, den Rückweg zur Küste einschlug, wanderte ich unter unsäglichen Beschwerden, mich sorgsam verbergend, über Warschau nach der preußischen Grenze. In Alexandrowo fiel ich den russischen Grenzbeamten in die Hände und wurde als politischer Agent nach Petersburg gebracht. Auf dieser Fahrt aber ereignete sich ein höchst merkwürdiger Zwischenfall, der mir heute noch völlig unverständlich ist, ja mir wie ein Traum erscheint. Wir waren etwa am achten Tage der Reise in einer kleinen Station angelangt, und ich stand mit meinem Begleiter vor dem Wirthshaus, als kurz nach uns ein fürstlicher Wagenzug eintraf, eine Reihe hocheleganter Schlitten, mit wunderbar schönen Rossen bespannt. Dem ersten der Schlitten entstieg eine Frau von blendender Schönheit, die von dem Beamten in tiefer Ehrerbietung begrüßt wurde. Sie betrachtete mich aufmerksam, und es schien mir, als frage sie den Beamten nach meiner Persönlichkeit. Und nun denken Sie sich, was geschah: mein Begleiter ging, mich der Obhut eines Polizisten überlassend, mit jener Dame in die Schänke. Als er nach einer Viertelstunde wieder herauskam, war er völlig verändert in seinem Benehmen gegen mich, er war die Verbindlichkeit selbst geworden. Dann verließ die schöne Dame das Wirthshaus und nickte mir, an mir vorüberschreitend, mit freundlichem Gruß zu, und unmittelbar darauf trat ein Diener an mich heran und reichte mir ein kleines Zettelchen: „Monsieur Dulot wird gebeten, sich nach seiner Freilassung vorzustellen bei Sophie Gräfin Potocka in Tulzin" stand darauf."

„Ah!" machte Kurt, der der Erzählung des Franzosen mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte.

„Nach meiner Freilassung? — Das mochte lange Zeit währen, dachte ich. Aber meine Bewachung wurde von Stund an die denkbar leichteste, man bot mir täglich Gelegenheit, zu entkommen. Was Wunder, daß ich endlich zugriff. Ich entkam, ohne verfolgt zu werden. Daß ich nun schwankte, ob ich mich der Aufforderung, mich zu meiner Befreierin, der Gräfin Potocka, zu begeben, folgen, oder ob ich meine Versuche, nach Kremmrode zu gelangen, fortsetzen sollte, werden Sie begreiflich finden, Herr v. Stetten. Ich schwankte, aber ich entschloß mich schließlich für das letztere. Zu meinem Unglück — zu meinem Glück."

Kurt hatte während der Erzählung des Kapitäns Zeit gefunden, sich zu überlegen, ob er ihm von dem in seinen Händen befindlichen Exemplar des Protokolls Mittheilung machen sollte. Er beschloß zu schweigen, er durfte dem Franzosen nicht Mittel und Wege ausliefern, die Rissen zu finden. Aber etwas Anderes hatte ihn in dem Bericht des Kapitäns auf's Höchste erregt. Wie merkwürdig war das Eingreifen der Gräfin Potocka, welchen Zweck verband die kluge Griechin mit der Befreiung Dulot's? Gortschin gehörte zu ihren Besitzungen, hatte auch sie Kenntniß von den goldschimmernden Rissen, von den Millionen der napoleonischen Beute? War der ungeheure Schatz vielleicht schon gehoben, durch Zufall etwa von ihren den Boden durchwühlenden Leibeigenen? Aber würde sie dann ein Interesse daran gehabt haben, den Sendling des Kaisers zu befreien?

Dulot schien von seinem langen Bericht erschöpft, er lag still und sinnend. Plötzlich richtete er sich auf: „Sie sind ein edelmüthiger Feind, Herr v. Stetten, Sie werden auch verstehen, wie mein Herz nach Nachrichten über den Kaiser bangt! Was weiß man von ihm?"

„Napoleon ist in Frankreich!" stieß Stetten unvorsichtig hervor, noch ganz mit all' seinen Gedanken bei der seltsamen Erzählung des Franzosen.

Eine dunkle Blutwelle übergoß das Gesicht Dulot's. „Der Kaiser — der Kaiser in Frankreich!" rief er, und es klang wie heller Jubelton aus dem Aufschrei: „O, daß ich das erlebe! Mein Kaiser — mein großer Kaiser!"

Dann sank er, wie von dem gewaltigen Eindruck dieser Nachricht völlig überwältigt, zurück. Er fragte nicht weiter, er forschte nicht, mit visionärem Geiste schien er dem Siegeszug der napoleonischen Adler zu folgen, die vom Gestade des Mittelmeers, von Kirchthurm zu Kirchthurm ihren stolzen Flug bis zum hochragenden Thurm von Notre-Dame zogen — unaufhaltsam — unwiderstehlich!

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage schon schlug für Kurt die Abschiedsstunde. Mit den Glück- und Segenswünschen aller seiner Lieben zog er hinaus zum neuen Kampfe gegen Napoleon.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimer Regierungsrath Dr. Richter,

deutscher Reichskommissar für die Pariser Weltausstellung.

(Mit Porträt auf Seite 249.)

Für die im Jahre 1900 bevorstehende Pariser Weltausstellung hat die deutsche Regierung den Geheimen Regierungsrath Dr. Richter (siehe das Porträt auf S. 249) zum Reichskommissar ernannt, der sich als solcher bereits in Chicago bestens bewährt hat. Am 26. Dezember 1856 in Königsberg geboren, schlug er zunächst die kaufmännische Laufbahn ein, sattelte dann aber um, besuchte die Universität und trat in den preußischen Justizdienst. Im Oktober 1891 wurde Dr. Richter als Regierungsassessor in das Reichsamt des Innern berufen, wo er im April 1892 zum Regierungsrath und ständigen Hilfsarbeiter ernannt und gleichzeitig zum Vertreter des Reichskommissars für die Weltausstellung in Chicago, Geheimrath Wermuth, bestellt wurde. In letzterer Eigenschaft war er an allen Vorbereitungen für jene Ausstellung betheiligt und leitete dann vom 20. Januar 1893 ab in Chicago selbstständig die Geschäfte des Reichskommissars. Im November 1895 zum Geheimen Regierungsrath und Vortragenden Rath im Reichsamt des Innern ernannt, wurde er wenige Monate nachher als Kommissar für die Pariser Weltausstellung von 1900 berufen. In dieser Eigenschaft hat Geheimrath Dr. Richter bisher nicht nur in Paris bereits eine umfassende und höchst ersprießliche Thätigkeit entfaltet, sondern auch in einer Reihe von deutschen Städten Vorträge gehalten über die bevorstehende Ausstellung und insbesondere auch darüber, in welcher Weise sich die deutschen Industriellen, Kunstgewerbetreibenden u. s. w. am zweckmäßigsten daran betheiligen können.

Die Zahnradbahn auf den Schafberg (Salzkammergut).

(Mit Bild auf Seite 252.)

Seit mehreren Jahren führt auch auf den Schafberg, der im schönen Salzkammergut zwischen dem St. Wolfgang-, dem Mond- und Attersee als ein isolirter Gebirgsstock von 1780 Meter Höhe emporragt, eine Zahnradbahn (siehe das Bild auf S. 252), welche die Besucher in einer Stunde auf die Höhe bringt. Der Anfangspunkt der 5,8 Kilometer langen und nach dem System Abt durch die Münchener Lokalbahn-Aktiengesellschaft ausgeführten Bahn liegt außerhalb des Fleckens St. Wolfgang, bei dem unmittelbar am St. Wolfgangsee gelegenen sogenannten „Leuchtthurm". Sie zieht sich zunächst in nördlicher Richtung am See hin, übersetzt auf einem gewölbten Viadukt den Dietelbach und die Dietelbach-Wildniß, um sich dann in westlicher Richtung mit einer Maximalsteigung von 25 Prozent an dem Bergabhang emporzuziehen. In 1367 Meter Höhe wird die Haltestelle Schafbergalp erreicht, hierauf zieht sich die Linie an Tannenwaldungen und malerischen Schluchten vorüber immer höher empor bis zu dem kahlen Felsrücken des Gipfels, wo sie in den Felsen eingesprengt ist. Zuletzt nimmt sie eine vorwiegend nordöstliche Richtung, durchfährt dicht an dem Anhange gegen den Atter- oder Kammersee noch einen Tunnel, um in einer Höhe von 1730 Meter nach 1187 Meter absoluter Erhebung die Endstation zu erreichen. Von hier führt ein kurzer und bequemer Weg auf die Spitze mit ihrer umfassenden, herrlichen Aussicht und zu dem dort gelegenen Gasthofe.

Eine freundliche Helferin.

(Mit Bild auf Seite 253.)

Zur Zeit unserer Großväter, in die uns das hübsche Bild auf S. 253 (nach einem Gemälde von R. Beyschlag) versetzt, gebot die Mode den Herren, über dem sauber gefältelten Jabot eine künstlich geknüpfte Schleife aus einem langen gestickten Battisthalstuch zu tragen, und ein solches Werk verlangte Uebung, Geschmack und Geduld. Auf unserem Bilde kann die freundliche Helferin in dieser Schleifennoth die junge Frau des stattlichen Mannes sein, die ihren Stolz darein setzt, den Gatten mit tadelloser Halsschleife in das Geschäft oder auf das Rathhaus zu schicken; wir können aber in ihr möglicherweise auch die Schwester des Hilfsbedürftigen vor uns sehen. Das Gesicht des Mannes zeigt jedoch einen so lebhaften Ausdruck von Vergnügen und glücklicher Stimmung, einen so deutlichen Zug von Zärtlichkeit, daß uns die erstere Annahme unbedingt als die zutreffendere erscheint.

Der Postillon.

Erzählung aus den bayrischen Bergen von **E. Merk.**

Es war ein Sonntag im August. An einem Tische im Hausschatten saßen mehrere Bauernbursche beisammen, unter ihnen der Postillon in seinen weißen Lederhosen, mit der betreßten blauen Jacke. Er war eben von seiner täglichen Fahrt nach der Bahnstation zurückgekommen. Nach einer Weile trat ein hochgewachsener, wettergebräunter Bursche mit keckblitzenden Augen an den Tisch heran, den grünen Hut mit der Feder aus der Stirne geschoben, die nackten braunen Kniee zerkratzt, glühend von Hitze. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er sich auf die Bank fallen und leerte den Krug, den die Kellnerin vor ihn hin setzte, auf einen Zug.

„No, Wastl, den Durst hast Dir gewiß nit in der Predigt g'holt," flüsterte sein Nachbar mit den Augen zwinkernd.

Der Wastl schüttelte den lockigen Blondkopf; seine Augen schauten zu dem hohen Felsgrat empor, der sich in grellem Weiß über dem Waldrücken erhob.

„Da droben war ich seit Mitternacht! Teufel, es macht warm, das Herumkraxeln!"

„Ja, ja, weiß schon," brummte einer der Bauern halblaut. „Du gibst nit nach, bis Dir's auch geht wie Dein' Vater, den der Jäger droben im Schroffen erschossen hat, weil er 's nit hat lassen können, den Gemsen nachzukraxeln."

„Grad deswegen kann ich nit anders!" rief der Bursche, auf den Tisch schlagend. „Mir liegt's im Blut. Ich muß 'nauf mit dem Stutzen in der Hand!" Er setzte den frischgefüllten Krug wieder an den Mund. „G'spürt hab' ich ihn, den Bock!" fuhr er dann fort. „Kriegen muß ich ihn, und wenn ich noch sechsmal da hinaufsteigen muß in das Teufelsg'wänd!"

Er sprach ganz laut in seiner Begeisterung.

Man sah ordentlich, wie der jugendstarke Körper auflebte in dem Reiz der Gefahr.

Ein lautschmetternder Ton aber verschlang seine Worte. Der Postillon hatte sein Horn an den Mund gesetzt und blies mit vollen Backen, obwohl die Nachbarn entsetzt aufschrien und ihn mit Rippenstößen zum Schweigen zu bringen suchten. Er ließ sich nicht irre machen; endlich brach er, mit einem Blick auf die Gaststube hinter ihnen, deren Fenster offen standen, jählings ab. Alles war verstummt. Der Postillon aber legte sich breit über den Tisch und raunte dem ihm gegenübersitzenden Burschen zu: „Na, Wastl, wenn ich halt nit der G'scheidtere wär', nachher wärst bös eingangen. Weißt, wer da hinter dem Fenster g'sessen und g'horcht hat? Der alte Forstgehilf von Hochberg. Er ist zwar ein bisl schwerhörig; aber wenn Du so schreist —"



Die Zahnradbahn auf den Schafberg (Salzkammergut). [S. 251]

„Bist ein braver Kerl, Lenzl! Dafür zahl' ich Dir eine Maß!" sagte der Wastl lustig und reichte dem Postillon die Hand. Auch die Anderen hatten ihre Freude daran, daß der Lenzl für den Wastl Partei genommen, denn sie waren alle stolz auf den Wastl, auf seinen Trotz, seine Kraft und seinen Muth.

Der Lenzl war von der Natur nicht besonders gut bedacht worden. Mit seiner breiten Gestalt, den kurzen Beinen und dem faltigen Gesicht hatte er neben dem Wastl etwas Zwerghaftes, wie eine verkrüppelte Legföhre neben einer pfeilgeraden Tanne.

Trotz seines welken Gesichtes hatte der Lenzl aber ein sehr junges Herz. Und dieses Herz war verliebt. Täglich kam er, früh des Morgens, auf seinem Postwagen an dem Wirthshaus „Zur Schneewand" vorüber. Die hübsche Rosel war immer um vier Uhr schon wach, fütterte die Kühe oder mähte frisches Gras. Wenn sie den Knall von Lenzl's Peitsche hörte, kam sie flink heran und brachte ihm ein Glas Enzian, und er ließ sich auch Zeit, um mit ihr zu plaudern. Und die hübsche Rosel hatte es



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Eine freundliche Helferin. Nach einem Gemälde von R. Beyschlag (S. 251)

dem Lenzl angethan, wenn er sich's auch nicht merken ließ. . . .

Am Morgen nach jenem Sonntag war der Lenzl früher auf dem Weg als sonst. Die Landstraße lag noch in nächtlichem Dunkel. Ob die Rosel wohl schon wach war? Einmal mußte er ja doch ernstlich mit ihr reden. Er hatte sich ein kleines Heirathsgut erspart, die Rosel war ein fleißiges Mädel, sie würden schon ihr Auskommen finden, wenn sie miteinander eine Wirthschaft anfingen. Mit solchen Träumen war er an das Wirthshaus „Zur Schneewand" gekommen und hatte ganz vergessen, wie sonst wohl, in's Horn zu stoßen.

Das Rauschen des Baches schien das Rollen des Wagens zu übertönen, wenigstens für die Beiden, die allein in dem Hause wachten. Ueber die Holzgallerie, die sich um das erste Stockwerk zog, hatte sich eben ein junger Bursche emporgeschwungen zu dem Fensterchen, aus dem ein Mädchenkopf herausblickte. Der Postillon sah von seinem Kutscherbock aus, wie der Bursche, in dem er sofort den Wastl erkannt hatte, dem Mädchen sein Gewehr und seinen Rucksack in die Kammer reichte und sich dann rasch wieder herabschwang.

Also die Rosel war seine Helfershelferin! Folglich war er ihr Schatz, sonst würde sie sich doch nicht um seinetwillen solcher Gefahr aussetzen! Der Lenzl hieb mit der Peitsche vor sich hin, als wolle er diese Liebe entzwei hauen. Nun bemerkte ihn der Wastl, nickte ihm zu und sagte leise zu der Rosel hinauf: „Das ist ein guter Freund! Dem kannst heut, wann er heimfahrt, auftragen, was für ein Wind weht. Paß nur auf, wenn der Jager zuspricht, und Deinem Vater sagst es nachher auch."

Der Lenzl verbarg nur mühsam seinen eifersüchtigen Groll, als das hübsche Mädchen herabkam und ihm sein Glas Enzian reichte. So viel Selbsterkenntniß hatte er ja, daß er einsah, er würde neben dem Wastl nur schlecht vor ihren Augen bestehen. Gerade deshalb ergriff ihn ein wilder Neid, daß er nur geradezu auf den Wastl hätte losstürzen mögen. Aber auch an Kraft war ihm der ja weit überlegen.

„Aus dem Weg muß er! Fort von der Rosel!" dachte er in grimmiger Erbitterung, während er weiterfuhr durch die thaufrische Gegend.

Gegen Mittag, als er wieder vorüberkam, stand die Rosel vor dem Haus. „Wenn Du den Wastl siehst, so sag ihm einen Gruß von meinem Vater. Es sei alles in Ordnung. Er soll nur einkehren heut Abend!" rief sie ihm zu.

Der Postillon verzog seinen Mund zu einem so bösen Grinsen, daß ihn die Rosel frug: „Was hast denn, Lenzl?"

„Zahnschmerzen!" brummte er grimmig und hieb auf die Pferde. Auch als er seine Botschaft an den Wastl bestellte, hielt er sich die Backe, um sein Gesicht zu verbergen. Der Wastl merkte den feindseligen Ton nicht, bedankte sich und ging pfeifend davon. Er schlief längst, als der Lenzl aus seiner Kammer schlich und auf das etwa eine Viertelstunde entfernte Forsthaus zueilte, um dem Forstgehilfen zu berichten, was er vom Wastl wußte. — — — — — — —

Als der Postwagen am nächsten Morgen an dem Wirthshaus „Zur Schneewand" hielt, war die Stallthür angelehnt. Die Rosel hob eben einen Büschel duftigen Grünfutters in die Höhe. Sie hörte einen Schritt und wendete sich hastig um: „Bist da, Wastl?" rief sie. „Gott sei Dank!" Erschrocken fuhr sie aber zurück, als sie den Postillon erkannte.

Dieser trat dicht vor sie hin und sagte leise, in durchdringendem Tone: „Der Wastl kommt heut nit, Rosel. Vielleicht führen ihn die Jäger vorbei, die ihn jetzt schon gefangen haben werden. Und wenn ich ein Wörtl sag', dann nehmen s' Dich auch mit, denn Du hast ihm geholfen. Der Hehler ist so schlecht wie der Dieb."

Das Mädchen war kreideweiß geworden; das Futter entfiel ihren Händen.

„Dich hat der Wastl für einen Freund gehalten, und Du — Du hast ihn verrathen!" stieß sie hervor. „Schämst Dich nit, elender Mensch?" Dann, sich bedenkend, stammelte sie etwas kleinlauter: „Aber mich wirst doch nicht auf's G'richt bringen? Hab' Erbarmen, Lenzl! — Und der Wastl!" schrie sie dann wieder verzweifelt. „Wenn s' den einsperren — das bringt ihn um!"

„Er hat's g'wußt, daß er Unrecht thut," sagte der Lenzl salbungsvoll. „Man hat ihn oft genug g'warnt. Aber wenn Du Dich nit besser zusammennimmst, nachher kommt's auf, daß Du seine Helfershelferin warst. Alle miteinander kommt ihr in's Unglück!"

„Alle miteinander!" stammelte das Mädchen mit großen entsetzten Augen. „Lenzl, Du willst doch nit sagen, daß sie meinen armen alten Vater erwischt hätten, daß er auch eingesperrt werden soll? Ich bitt' Dich mit aufg'hobene Händ' — nur das nit!"

Sie sah nicht, wie triumphirend es über sein Gesicht zuckte; sie ahnte nicht, daß sie eben selbst ihren Vater verrathen hatte.

„Von Deinem Vater sollen die Jäger nix von mir hören, nit von ihm und nit von Dir," versetzte der Postillon. „Aber ein bissel freundlich mußt mit mir sein, Rosel."

„Alles, alles thu' ich!" schluchzte das fassungslose Mädchen. „Nur über den Vater bring nit die Schand — mein arm's Mutterl! Es wär' ihr Tod!"

Als der Lenzl darauf in sein Horn blies, klang's wie ein höhnisches Lachen an den Bergen hin. Nun hielt er die Rosel fest. Sie hatte sich selber in seine Hand gegeben. —

Des Mittags, als der Postillon in's Dorf zurückgekehrt war, brachten die Jäger den gefangenen Wastl, den sie in Begleitung eines Gendarmen in's Bezirksamt einlieferten. Er hatte sich verzweifelt gewehrt in dem Teufelsgewänd, in dem sie ihn zu Dritt umstellten; schließlich war er ausgeglitten, gestürzt und eine Weile betäubt liegen geblieben. Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der Gewalt seiner Verfolger, nur mühsam hinkend konnte er sich, von den Jägern gestützt, herabschleppen.

Im Dorf standen die Bauern vor den Thüren, als sie ihn gebrochen, todtenblaß vor Schmerz und ohnmächtiger Empörung vorüberführten. Nun, da er erwischt worden, schüttelten sie nur mitleidig die Köpfe: „Wir haben's ihm ja vorher gesagt!"

Wastl hielt die düsteren Augen fest auf den Boden gesenkt, doch als er an der Dorfstraße des Postillons ansichtig wurde, hob er drohend die Faust. Er wußte, daß er vom Lenzl verrathen worden war, und seine ganze Verzweiflung, sein glühender Haß schienen plötzlich aufzulodern bei dessen Anblick. Der mächtige Körper bebte in Wuth. Mit zurückgeworfenem Kopf, mit keuchender Brust blieb er stehen, die sehnigen Arme wie zum Angriff erhoben.

„Angeber, feiger! Falscher, heimtückischer Schuft! Wart nur! Wir Zwei rechnen noch einmal ab miteinander! Ich komm' wieder, Lenzl! Und wenn s' mich noch so lang einsperren, ich komm' wieder!"

Drohend hob er die Faust, bis er in dem grünen Dämmerlicht des Waldes den Augen entschwand.

Dem Lenzl zitterten die Kniee. Eine Angst, die ihm fast den Athem raubte, legte sich ihm auf die Brust. Ein dumpfes Grauen vor der Zukunft, vor der Rache des Verrathenen wich von der Stunde an nicht mehr von ihm.

Er verschlang die Zeitungen mit Interesse, las die Gerichtsverhandlungen, horchte, wenn die Jäger beisammen saßen, und vergaß nur in dem Wirthshaus „Zur Schneewand" auf Stunden seine Sorgen. Die Rosel schlich müde und traurig umher. Aber sie stieß ihn nicht fort, wenn er ihr die Wangen streichelte, wenn er einen Kuß auf ihre Lippen drückte, um die es wie Weinen zuckte. Es war immer derselbe flehende Blick um Erbarmen in ihren Augen, dieselbe rathlose Angst wie in jener Morgenstunde, da sie den Wastl gefangen hatten. Ihr Vater, der den geschossenen Bock mit seinen Kindern verspeist hatte, beschwor sie um aller Heiligen willen, ihn vor dem Gericht zu retten.

Der Wastl wurde zu einem halben Jahr Gefängniß verurtheilt. Als der Lenzl das las, sank er wie gebrochen auf die Bank nieder und stöhnte vor sich hin: „Nur ein halbes Jahr!" Kaum fünf Monate, wenn die Untersuchungshaft abgerechnet wurde, konnte er sich seines Lebens freuen. Dann kam's an ihn herangerückt — ein dunkles unentrinnbares Schreckniß. Die drohend erhobene Faust des Wastl stand ihm immer vor Augen. Aber die Früchte seiner That wollte er wenigstens in der kurzen Zeit ernten: die Rosel sollte sein Weib sein, bis der Wastl wiederkam.

Das Mädchen nickte traurig, als er ihr von der baldigen Hochzeit sprach. Doch sie wagte ihm ja niemals ein „Nein" zu erwiedern. Heimlich betrieb er den Kauf einer kleinen Wirthschaft, und im Dezember, als ihm in einer entfernten Gegend eine günstige Gelegenheit in Aussicht stand, meldete er seine Verehelichung an.

Am Sonntag darauf wurde das Brautpaar von der Kanzel herab verkündet.

Im selben Monate aber fand in der königlichen Familie ein freudiges Fest statt, bei welcher Gelegenheit der Landesherr mehrere Begnadigungen ertheilte. Verschiedenen Gefangenen wurde die Strafe um Wochen oder Monate gekürzt. Unter ihnen war der Wastl.

Lenzl wurde kreideweiß, als er davon hörte. Sobald er unter den Bauern beim Trunk saß, brachte er die Rede auf den Wastl, erzählte, welche Drohungen der wilde Geselle gegen ihn ausgestoßen, zahlte den Burschen, die ihm aufmerksam zuhörten, gerne eine Maß Bier und warb förmlich um Beschützer, die sich seiner annehmen sollten, wenn der Gefürchtete zurückkehrte.

„Wenn mir was zustoßt, Rosel, — Du weißt's, wer's gethan hat!" sagte er ein paarmal schaudernd zu seiner Braut. Und in ihren Augen lag dann ein Ausdruck der Angst, die ihn erst recht beunruhigte.

An einem Feiertag im Januar klopfte der Expeditor unwillig an die Kammer des Postillons: „Lenzl! Vier Uhr wird's gleich schlagen! So steh' doch auf!"

Keine Antwort. Er öffnete die Thür. Die Kammer war leer. Die Uniform hing am Nagel. Das Bett schien unberührt. Man weckte den Posthalter, man frug die Mägde, den Hausknecht. Niemand wußte Bescheid. Ein anderer Knecht mußte den Postwagen fahren. Als dieser an dem Wirthshaus „Zur Schneewand" vorüberkam, rief die Rosel verwundert: „Ja, wo ist denn der Lenzl?"

„Das soll ich Dich fragen. Wenn Du's nit weißt, — wir wissen's auch nit. Er ist nit heimkommen heut Nacht!"

„Nit heimkommen!" rief die Rosel entsetzt. „Mit keinem Aug hab' ich ihn g'sehen seit gestern Mittag!"

Am selben Abend sah man in dem Haus, das dem Wastl gehörte, ein Licht brennen. Der Förster erzählte mißmuthig, der Wilderer sei wieder heimgekehrt.

Kopfschüttelnd, bedenklich sahen sich die Leute an, und Einer oder der Andere raunte halblaut: „Warum der Wastl sich so versteckt? Warum er nit in's Wirthshaus kommt? Merkwürdig ist's schon, daß der Postillon grad jetzt ver-

schwunden ist. Er hat immer schon eine Ahnung g'habt, daß ihm was zustoßen könnt', wenn der Wastl heimkommt!" ...

Am nächsten Morgen, als die Rosel die Läden öffnete, stieß sie einen Schrei aus. Der Wastl stand vor ihr. Sie erschrak vor seinem fremden, bösen Blick.

„Es ist also richtig, — Du bist wieder da!" stammelte sie.

„Ich glaub's, daß Du vor mir erschrickst, Rosel! Hast erst g'meint, ich käm' nit zu Deiner Hochzeit mit dem Lenzl!" Er knirschte den Namen zwischen den Zähnen, und wie ein Blitz schoß es durch seine Augen. „Aber schau, da bin ich!"

Es lag so viel wilde Leidenschaft, so viel Erbitterung in den Worten, daß Rosel angstvoll hervorstotterte: „Wenn Du wüßtest, wie Alles 'kommen ist, wie er mir 'droht hat, daß er den Vater anzeigt und mich!" Dann plötzlich, von dumpfem Schrecken erfaßt, schrie sie auf: „Wo ist der Lenzl? Seit gestern hat ihn Niemand mehr g'sehen! Um aller Heiligen willen, Wastl, wenn das wahr ist, was ich fürcht', — wenn Du weißt, wo der Lenzl ist, — dann mach', daß Du fortkommst, weit fort."

„Warum soll er denn fort, der Wastl? Was fürchtest denn, Rosel?" frug eine ruhige Stimme plötzlich hinter ihr. Der Gendarm stand neben ihr und betrachtete sie forschend.

Sie ward todtenblaß. Mit der Entdeckung, daß der Gendarm um das Haus lauere, kam ihr zugleich die Sorge, daß sie weiteren Verdacht auf den Wastl gelenkt habe. „No, Einen so erschrecken!" rief sie unwillig, um ihre Verwirrung zu verbergen. „Man wird doch noch reden dürfen!"

Am Abend war der Postillon noch immer nicht zum Vorschein gekommen. Der Wastl ging mit finsterm Gesicht herum und sprach mit Niemand ein Wort. Man erinnerte sich nun an die wiederholte Aeußerung des Lenzl: „Er bringt mich um, der Wastl!"

Auch die Jäger besannen sich auf die wilden Drohungen, die der Bursche gegen den nun plötzlich Verschwundenen ausgesprochen hatte. So wurde denn unter dem Druck der herrschenden Meinung der Wastl abermals verhaftet und in die Stadt abgeliefert unter dem Verdacht des Mordes.

Die Rosel war in den nun folgenden Wochen manchmal nahe daran, sich in den wilden Strudel des Bergbachs zu stürzen. Nur eine leise Hoffnung, der Wastl könnte doch unschuldig sein, hielt sie zurück.

Aber das Allerschlimmste kam doch erst über sie, als sie die Zeugenvorladung des Untersuchungsrichters erhielt. Gericht — schwören! Die Haare standen ihr zu Berg bei dem Gedanken. Und wenn sie die Wahrheit sagte, so mußte sie ja bekennen, daß sie an die Schuld des Wastl glaubte! Sie sollte also durch ihre Aussage zu seiner Verurtheilung beitragen!

Manchmal wunderte sie sich, daß ihr der Kummer nicht das Herz abdrückte. —

Es stand nicht gut für den Wastl. Am schlimmsten fiel der Umstand in die Wagschale, daß er am ersten Januar aus dem Gefängniß entlassen und erst am sechsten in seinem Dorfe gesehen worden war.

„Ich hab' mich in die Berg' herumgetrieben," sagte er nur. Bei all den Kreuz- und Querfragen packte ihn eine ungeduldige Wuth.

„Ich hab's nit 'than, sag' ich, und sonst sag' ich nix mehr! Bringt's mich gleich um, meinetwegen. Aber laßt's mir meine Ruh'!"

Er hielt Wort und verharrte in trotziger Verstocktheit. Manchmal hatte er auch einen Verzweiflungsanfall, daß er an den Thüren rüttelte und sich den Kopf an die Wände stieß. —

Rosel hatte die ganze Nacht geschluchzt, ehe sie sich auf den Weg machen mußte, um in der Stadt als Zeugin vernommen zu werden. Mit einem kleinen Bündel in der Hand schlich sie mutterseelenallein auf der Landstraße dahin, leise vor sich hin weinend. Als sie durch das Dorf kam, gerade an der Stelle, wo Wastl die wilde Drohung ausgestoßen, rief der Briefträger ihr entgegen: „Rosel, an Dich hab' ich einen Brief! Du schreibst Dich doch Rosalie Wiegenleitner?"

Sie erschrak; sie erschrak jetzt vor Allem. „Es wird nichts Gutes sein," meinte sie kleinlaut.

„Der kommt weit her," sagte der Briefträger.

Lange hatte die Rosel nicht den Muth, den Brief zu öffnen. Vor der kleinen Kapelle im Walde setzte sie sich auf die Steinstufen nieder und erbrach das Schreiben. Erst glaubte sie ihren Augen kaum trauen zu dürfen. Auch ging das Lesen etwas langsam. Aber als sie zu Ende war, stieß sie einen weithallenden Jubelschrei aus, und dann lachte und weinte sie vor sich hin in der Glückserregung einer befreiten Seele.

Als sie endlich nach einem langen weiten Weg an Ort und Stelle war, frug sie sofort nach dem Gerichtsgebäude. Sie zeigte ihre Vorladung und wurde in das Amtszimmer geführt.

Der Untersuchungsrichter, der dem zitternden scheuen Mädchen gütig in das Gesicht blickte, hatte kaum nach ihrem Namen gefragt, als sie voll Ungeduld herausplatzte: „Es ist aber alles nit wahr! Unschuldig ist der Wastl! Freilassen müssen Sie ihn! Da drin steht's!"

Und sie reichte dem unwillkürlich lächelnden Herrn ihren Brief.

Er setzte die Brille, die er abgenommen, wieder auf und las:

„Liebe Rosel, ich bin auf und davon, weil ich's nit mehr ausgehalten hab' vor lauter Angst vor dem Wastl. Hierher wird er mir nicht nachreisen. Komm' Du nur herüber nach Amerika, damit wir uns heirathen können. Ich schick' Dir auch Geld. Meine Wohnung ist bei John Wilkerson, 14 Street 128 in New-York. Ich bin hier Kutscher und habe eine gute Stell'! Die Sprache ist schwer zu verstehen, aber zahlen thun sie gut. Jetzt behüt' Di Gott. Ich denk' viel an Dich, aber die schönste Lieb' nutzt nix, wenn man keine Stund' seines Lebens sicher ist.

Dein
Lorenz Birnberger."

Nachdem der Posthalter die Schrift als die seines ehemaligen Postillons erkannt und auf die telegraphische Anfrage die Bestätigung der amerikanischen Behörde eingetroffen war, daß sich in New-York ein Deutscher, Namens Birnberger, an der angegebenen Stelle befinde, wurde Wastl aus der Haft entlassen.

Wenn über ein Menschenkind, um das eine Weile hoffnungslose Finsterniß gewesen, wieder ein unerwarteter Sonnenblick hereinbricht, wenn sich dem halb Verzweifelten plötzlich wieder das Glück der Freiheit bietet, an das er nicht mehr zu glauben gewagt, so regen sich alle weichen und guten Stimmen in seiner Seele. Der Wastl vergaß all' seinen Groll auf die Rosel wegen ihrer vermeintlichen Untreue, er zog sie in seine Arme und raunte ihr bebend in's Ohr, daß er nun ein Anderer werden und arbeiten wolle für sie und für sich.

Es dauerte nicht lange, so wurde die Rosel zum zweiten Mal von der Kanzel verkündet, aber dieses Mal schluchzte sie nicht; ein glückliches Lächeln lag auf ihrem wieder frisch aufgeblühten Gesicht.

Der Wastl meldete sich als Bergführer und wurde nach abgelegter Probezeit vom Alpenvereine und der Behörde bestellt. Er schaffte aber auch in den acht Monaten des Jahres, wo keine Fremden kamen, auf seinem kleinen Hofe fleißig, so daß er und sein junges Weib bald zu einem bescheidenen Wohlstand kamen.

Vielleicht ist unter unseren Lesern dieser oder jener, den der Wastl bei einer Bergbesteigung in den bayrischen Alpen geführt hat.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein guter Schuß. — Alexander Dumas hatte eines Tages mit einem Dragonerlieutenant einen heftigen Streit, und nur Blut konnte nach den Anschauungen der „Gesellschaft" die gefallenen Beleidigungen abwaschen. Da aber Beide gleich gute Schützen waren, so kam man überein, das Loos entscheiden zu lassen, und der Verlierer sollte sich selbst erschießen.

Am nächsten Morgen trafen sich die beiden Gegner und Sekundanten in einem kleinen Restaurant bei Batignolles. Die Loose wurden gezogen, und Dumas verlor. Er nahm sein Unglück anscheinend ruhig auf, nahm von Allen tiefbewegten Abschied und vergab seinem glücklicheren Gegner mit rührenden Worten.

Hierauf nahm er das geladene Pistol in die Hand, trat ruhig in ein Nebenzimmer und schloß die Thür.

Die Anderen warteten athemlos den Knall ab, der das Ende der Tragödie bilden sollte. Endlich fiel ein Schuß. Aengstlich rannten sie zur Thür des verhängnißvollen Zimmers, als dieselbe plötzlich aufgerissen wurde, und der vermeintliche Todte, die rauchende Waffe in der Hand haltend, auf der Schwelle erschien.

„Denken Sie sich das Unglück, meine Herren," rief er, „ich habe mich gefehlt." [L—n.]

Sonderbare Fälschungen. — Im großen Publikum glaubt man allgemein, daß Fälschungen nur mit Tinte, Feder und Papier begangen werden können, weil man unter Fälschung schlechtweg die Urkundenfälschung versteht. Aber selbst Urkunden brauchen nicht aus Papier zu bestehen, wie uns gleich der folgende Fall einer sonderbaren Fälschung belehren wird. Ein Gutsbesitzer übergab einem Roßschlächter ein Pferd ohne Entgelt zur Abschlachtung, machte sich aber aus, daß er die Hufe des Thieres zurückerhalte. Das Pferd hatte ihm lange Jahre gedient, war jetzt lahm und nicht mehr verwendbar. Der Gutsbesitzer wollte, daß das Pferd nicht etwa noch durch Benutzung geplagt würde. Aus diesem Grunde überließ er es umsonst dem Roßschlächter und bedang sich nur aus, daß das Thier möglichst rasch und schmerzlos getödtet werde. Um aber sicher zu sein, daß das Pferd wirklich getödtet sei, stempelte er jeden Huf mit den Anfangsbuchstaben seines Namens. Er erhielt auch nach kurzer Zeit die Hufe, die mit denselben Buchstaben gestempelt waren, und war nun der Ueberzeugung, daß der Roßschlächter die Bedingungen der Abmachung erfüllt habe. Dies war aber durchaus nicht der Fall. Der Roßschlächter hatte das Pferd an Zigeuner verkauft, die einen ziemlich hohen Preis zahlten, weil sie erklärten, die Lahmheit des Pferdes sei heilbar. Um den Gutsbesitzer zu täuschen, stempelte der Roßschlächter die vier Hufe eines anderen, von ihm geschlachteten Pferdes mit den betreffenden Buchstaben. Durch einen Angestellten wurde die Fälschung verrathen, und der Roßschlächter vom Gericht wegen Urkundenfälschung bestraft. Eine Urkunde ist nämlich nicht nur ein Stück Papier, sondern Alles, was dazu dient, die Echtheit eines Dinges oder die Wahrheit einer Behauptung zu beweisen.

Noch sonderbarer ist die Fälschung eines Bohrloches. In Gegenden, in denen man abbaubare Mineralien oder Fossilien vermuthet, treibt man Bohrlöcher hinunter, oft bis zur Tiefe von vielen hundert Metern. Die Bohrer sind gewöhnlich hohle Cylinder, die an dem unteren Rande verstählt und geschliffen, in manchen Fällen auch mit schwarzen Diamanten besetzt sind, weil diese das Gestein am besten angreifen. Je mehr nun dieser hohle Bohrer durch Anziehen und Fallenlassen der Drahttaue, an denen er hängt, sich in die Erde hineinschlägt, um so höher steigt in seiner Höhlung ein fester Cylinder der Gesteinsart, durch welche er gerade hindurchgeht. In gewissen Zwischenräumen zieht man den Bohrer heraus und entnimmt aus seiner inneren Höhlung den „Gesteinscylinder", welcher genau angibt, ob man durch Sandstein, Schiefer, Kalkstein, Sand, Lehm u. s. w. gebohrt hat. Auch diese Cylinder aus der inneren Höhlung des Bohrers können eine Beweiskraft besitzen, und die Fälschung, von der wir erzählen, bezog sich auf eine Bohrung auf Stein-

kohle. Es wurde in Oberschlesien in der Nähe der Stadt Gleiwitz ein Kohlenflöz in der Tiefe von 150 Meter vermuthet, und wie üblich bohrte nicht nur ein Unternehmer, sondern mehrere im Wettbewerbe miteinander. Derjenige, welcher zuerst auf ein abbaubares Flöz stößt, hat in solchem Falle das Recht, telegraphisch bei der Regierung eine „Muthung" einzulegen. Diese Muthung verleiht ihm das Recht, eine beliebig große Fläche als das zukünftige Grubenfeld zu bezeichnen, innerhalb dessen er die Kohle ausbeuten will. Natürlich legt er diese Muthungsfläche so, daß in dieselbe die Bohrlöcher der Konkurrenten fallen, welche noch keine Kohle gefunden haben. Ist die Muthung angemeldet, dann müssen innerhalb des gemutheten Grubenfeldes alle Bohrarbeiten ohne jeden Entgelt und ohne Rücksicht auf die den Betheiligten entstandenen Kosten sofort eingestellt werden. Es ist bei diesen Bohrungen also außerordentlich wichtig, möglichst bald zu einem Ergebnisse zu gelangen, und die Bohrunternehmer zahlen ihren Bohrmeistern für schnelle Auffindung des gesuchten Minerals hohe Prämien.

In dem oben angeführten Falle beging der Bohrmeister eine Fälschung des Bohrloches dadurch, daß er in der Nacht vom Sonntag auf Montag, während die Arbeiter sich in der benachbarten Stadt befanden, heimlich in das Bohrloch Steinkohlen hineinschüttete. Als man am nächsten Tage die Bohrprobe heraufholte, fand man die innere Höhlung des Bohrers ganz und gar mit Steinkohle gefüllt. Telegraphisch wurde nun die Muthung eingelegt, die Konkurrenzbohrlöcher mußten geschlossen werden, was für die Unternehmer einen kolossalen Schaden bedeutete, und der Bohrmeister erhielt eine Belohnung. Der Betrug kam jedoch an den Tag, und der Thäter erhielt eine schwere Strafe für die Fälschung des Bohrloches.

Auch Quellen können gefälscht werden. Der eklatanteste Fall dieser Art spielte sich vor einigen Jahren in Mitteldeutschland ab. Dort war eine jodhaltige Quelle aufgefunden worden, und die berühmtesten Chemiker erklärten dieselbe für eine der besten Jodquellen, die es in Europa gibt. Der Besitzer wurde ein reicher Mann, denn eine Aktiengesellschaft kaufte ihm die Quelle ab, um dort ein Bad und eine Heilanstalt zu errichten. Erst als alle Baulichkeiten fertig waren, entdeckte man, daß die Quelle einen heimlichen Zufluß hatte, der allein dem früheren Besitzer des Grundstückes bekannt war. Durch diesen ließ er regelmäßig Jod in die Quelle fließen. Auch hier erfolgte eine Verurtheilung. [A. O. Kl.]

Konsequent. — Während der ersten französischen Revolution wüthete Joseph Lebon wie ein Rasender in Arras. Regelmäßig wohnte er den Hinrichtungen bei und ließ „zur Erheiterung" am Schaffot ein Orchester fröhliche Weisen spielen. Wenn Arras von seinen zweiundzwanzigtausend Einwohnern noch drei- bis viertausend behielte, sei das genug, meinte er; es könne froh sein, wenn er nicht Alles köpfen ließe bis auf vier Mann zur Bewachung der vier Stadtthore. — Natürlich genügte es damals, den Ruf: „Es lebe der König!" auszustoßen, um hingerichtet zu werden; Lebon ging aber konsequenterweise noch weiter, er ließ auch einen Papagei köpfen, der es gewagt hatte: „Es lebe der König!" zu schreien. [D.]



Humoristisches.

Verfängliche Frage.

Neffe (seinen Onkel besuchend, der soeben Geldrollen nachzählt): Sag', Onkel, so viel Geld im Hause zu haben, namentlich hier draußen am Ende der Stadt, in dieser unsicheren Gegend, ist das nicht gefährlich?

Onkel: Hm, bist Du vielleicht hier in die Nachbarschaft gezogen?

Pantomimisch.

Wirth (zum Kellner): Jean, der Engländer hinten will wissen, was es noch zu essen gibt; zeigen Sie 'mal auf Ihre Cotelettes!

Vom Soldatenkönig. — Eines Tages besuchte Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn, den späteren König Friedrich den Großen, in Rheinsberg, und da es gerade Sonntag war, fuhr er sofort zur Kirche, trat ein und stellte sich, auf seinen Krückstock gelehnt, der Kanzel gegenüber. Der damalige Prediger Rossow, ein schon bejahrter Mann, besteigt die Kanzel, keineswegs einen so vornehmen Besucher in der Kirche vermuthend. Nachdem er ein Eingangsgebet gesprochen, will er seine Predigt beginnen, da fallen seine Augen urplötzlich auf den König. Er erschrickt, wird verwirrt, stammelt einige Worte und hält vor Verzweiflung inne. Da erhebt der König drohend seinen Krückstock und befiehlt ihm, fortzufahren. Aber der Geistliche hat die Fassung völlig verloren, spricht in seiner Herzensangst nur noch den Segen und verläßt die Kanzel.

Der Prediger mußte infolge dessen in Berlin vor dem Konsistorium noch einmal sein Examen ablegen; glücklicherweise bestand er die Prüfung, worauf die Sache mit einem derben königlichen Verweis sein Bewenden hatte. [E. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 31:

Ein böses Maul ist schärfer denn ein Schwert.

Zahlen-Räthsel.

1	3	**1**	3	5					ein Getränk,
4	5	**2**	7						eine Kulturpflanze,
1	**2**	**3**	**4**	**5**	**6**	**7**	**8**	**9**	ein Alpenort,
4	3	**4**	4	5	7				ein Ausdruck für Reichthum,
8	7	**5**							eine Frauengestalt aus der altgriech. Sage,
2	3	**6**	1	2					eine Art Athem,
4	8	**7**	2	5					ein südeuropäischer Fluß,
1	2	**8**	7	8	7				ein Medikament,
4	3	**9**							ein männlicher Vorname.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Logogriph.

Es sauset blitzschnell durch den Raum,
Verschwunden ist's, gesehen kaum.
Ein Zeichen vor dem letzten streich',
Und du erhältst ein Maß sogleich.
Geht nun ein Zeichen noch heraus,
Dehnt sich, was bleibt, unendlich aus.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 31:

Maler, Maser, mager, Mauer, Marder, Malter, Marter.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.